



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Belgien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hoher Herren sich befinden, seine Beobachtungen incognito machen zu müssen und doch mag er nicht selten genöthigt sein, Körbe mit Champagner, Bündel ausgezeichneter Regalia, übermäßig niedrige Hotelrechnungen von sich abzuwehren, denn er kann durch seine wirkungsreiche Feder viel zur Frequenz eines Gasthofes beitragen, dem Strome von Reisenden eine neue Richtung geben u. s. w. Er ist sogar genöthigt gewesen, gegen falsche Reisende zu protestiren, welche unter dem Vorwande, von ihm beauftragt zu sein, von den Gastwirthen Zehnten erhoben und kleine Bestechungen betrügerisch provocirten.

Jetzt, wo nach langer Regenzeit die zurückgehaltene Wanderlust mächtig hervorzubrechen anfängt, ist der rechte Moment gekommen, auch den Lesern der Grenzboten die Bücher zu empfehlen, in deren Schutz man auf mehre Wochen aller papiernen Kritik zu entfliehen wohlthun wird.

Aus Belgien.

Brüssel, den 31. Juli.

Wie Ihnen an den Ufern der Pleiße schon hinlänglich bekannt sein wird, so hat die russische Pressposaune, der Nord, vom ersten Juli ab wirklich zu erscheinen angefangen und alle diplomatische und polizeiliche Versuche, dem moskowitzischen Kinde das junge Lebenslicht auszublafen, sind vergeblich gewesen. Ja, das Blatt bestrebt sich bereits sogar, populär zu werden, indem es sich den Händen und der Lunge jener kosmopolitischen Zunft überantwortet hat, deren Bekanntschaft auch Deutschland 1848 gemacht hat, und deren Mitglieder man fliegende Buchhändler nannte. Wenn es anfangs hieß, daß der Nord mit der vielverbreiteten *Indépendance belge*, die gewissermaßen im Solde der französischen Regierung steht, concurriren wolle, so wird das trotz der großen Geldmittel, welche die Unternehmer zu ihrer Verfügung haben, nur eine kühne Idee bleiben. Als Chefredacteur wurde früher Herr Crétineau-Joly bezeichnet, der jedoch auf dringendes Ersuchen der Polizeibehörde den vielgerühmten gastfreien Boden Belgiens verlassen mußte. Zweien seiner Mitarbeiter, einem Sohne Borussia's aus dem Stamme Israel und einem Sprossen aus dem weiten Reiche des Zaren, wurde dieselbe Reiseroute anempfohlen. Der Nord theilt sich die Mission zu, ein Unionsband zwischen dem Norden und dem Westen zu werden. Das Programm ist ambitios, und ich halte es auch für unvollständig, was ich von dem Namen des ausgewiesenen Chefredacteurs herleite. Hr. Crétineau-Joly ist einer der fanatischen Partisane der Gesellschaft Jesu; er ist als Herausgeber einer voluminösen „Geschichte der Gesellschaft Jesu“ der Historiograph dieser berühmten Association, deren geheimste Archive

ihm der Jesuitengeneral, damals der hochwürdige Pater Kothan selbst erschloß. Das Werk hat seinem Verfasser wahrhafte Ovationen in allen Residenzen des Ordens, welche Herr Crétineau nach dessen Veröffentlichung besuchte, eingetragen. Das war nur gerecht; denn niemals war ein Schriftsteller ein so fanatischer, so exaltirter und absoluter Bewunderer des Ordens vom heiligen Ignaz von Loyola, als es Herr Crétineau gewesen ist. Bei ihm ist es mehr als Enthusiasmus; es ist Fetischismus. Ganz natürlich haben daher die Jesuiten einen Schriftsteller von unstreitig bedeutendem Talent, der ihnen so eminente Dienste geleistet, mit ihren eifrigsten Sympathien umgeben. Herr Crétineau hat außerdem bewiesen, daß er kein halber Hösling jener Institution ist, zu deren glühendem Lobredner er sich gemacht hat. In einer andern Schrift, betitelt „Clemens XIV. und die Jesuiten“, hat er sich nicht gescheut, das Andenken dieses Papstes, der am Ende des vorigen Jahrhunderts auf dringendstes Anhalten aller Souveräne und aller Völker Europas die Unterdrückung des Jesuitenordens ausgesprochen hatte, mit den empörendsten Verleumdungen zu beschmutzen. Der Name des Herrn Crétineau-Joly, beigefügt dem Journal der Nord war also gewiß nicht ohne irgendeine specielle Bedeutung und man dürfte keine zu große Conjectur wagen, wenn man voraussetzt, daß der Nord nach der Absicht seiner Begründer ein kleines Unionsband zwischen den Jesuiten und Rußland sein sollte. Die Jesuiten sahen sich aus Rußland ausgewiesen, wie sie in frühern Zeiten aus der Mehrzahl der Länder Europas ausgewiesen worden sind. Rußland ist ein ausgedehntes, ein sehr ausgedehntes Reich, welches die Jünger Loyolas nur mit Schmerz ihrer Ausbeutung verschlossen sehen. War Herr Crétineau nicht beauftragt, dem mächtigen Zaren den Olivenzweig der mächtigen Väter zu überbringen, in deren Reich, wie in dem Philipps II., die Sonne nicht untergeht und dennoch Zwielicht herrscht? Gegen die Ausweisung des Herrn Crétineau und seiner Mitarbeiter hat übrigens die belgische Presse einstimmig protestirt; und wenn die klerikalen Blätter, gegenüber dem klerikalen Ministerium, auch geschwiegen haben, so war selbst ihr Schweigen darum nicht weniger eine Protestation. Jeder belgische Schriftsteller, welcher Partei er auch angehöre, muß sich in seiner Würde als Bürger eines Landes der Freiheit und Gleichheit verletzt fühlen, indem er bei dieser Gelegenheit unsere öffentlichen Freiheiten und die Gleichheit vor dem Gesetz dem allzubereitwilligen Wunsche, dem Auslande zu gefallen, aufopfern sah. Dieser Wunsch hat alle unsere Minister seit 1848 wie ein Alp gedrückt, und das gegenwärtige Cabinet ist in solcher Dienstwilligkeit nur der Nachtreter seiner Vorgänger. Hätten die Generale Bedeau, Changanier und Lamoricière, deren Verweilen in Belgien für die Tuilerien ein Gegenstand fortwährender Beunruhigung ist, nicht so viele und mächtige Freunde, so wäre auch ihnen vielleicht schon längst der Zwangspass unterzeichnet worden. Auch im vorlie-

genden Falle hat das Cabinet bloß auf den Wink jener Argusaugen gehandelt, welche zu Paris, von der Rue de Jerusalem aus, die Civilisation und den Fortschritt bewachen. Aber warum beeilte es sich, dem Drängen unserer Nachbarn nachzugeben? Dieses Concessionsystem vernichtet unsere Unabhängigkeit und setzt uns Verlegenheiten aus. Was würden unsere Minister antworten können, wenn Rußland morgen als Repräsentation die Ausweisung aller fremden Schriftsteller verlangte, die an bonapartistischen Blättern in Belgien mitarbeiten? Zweifelsohne wären sie verpflichtet, auch hier nachzugeben; sie würden keinen vernünftigen Grund haben, sich solchen Uebertreibungen zu widersetzen. Dahin könnte die Politik führen, welche unsere Staatslenker seit mehreren Jahren befolgen. Es ist noch nicht lange her, daß man sich vor demselben Rußland demüthigte, dem man heute zu trotzen scheint. Um einen moskowitzischen Gesandten in Brüssel zu haben wurden die polnischen Offiziere, die uns geholfen, unsere Nationalität zu erobern, aus der Armee gewiesen. Belgische Diplomaten machten im Auslande ausschweifende Demonstrationen zu Gunsten der russischen Politik; Herr Blondel unter anderen, der frühere feuerrothe Demokrat, zeigte sich in Konstantinopel als eifriger Partisan des Fürsten Menschikoff. Heute ist es die napoleonische Gewalt, der man huldigt; morgen wird vielleicht die Reihe wieder an Rußland kommen, und so die Windfahne in fortwährender Bewegung bleiben. Der Justizminister, von welchem auf Antrag der Sicherheitsbehörde die Ausweisungen ausgehen, hat als Princip aufgestellt, daß kein Fremder in der belgischen Presse befreundete Regierungen angreifen dürfe. „Befreundete Regierungen angreifen“ ist ein Vergehen von einer so unbestimmten Qualifikation, daß Willkür dabei freies Spiel hat. Zum Schutze fremder Fürsten gegen die Angriffe der Presse haben wir das unter dem Justizminister Faider angenommene Gesetz. Das Cabinet halte sich an die Ausführung dieses Gesetzes, es ist dabei in seinem Recht, es ist sogar seine Pflicht als executive Gewalt, die es freilich nicht ausübt, indem die Erfahrung gelehrt hat, daß die Geschworenen von dem Faiderischen Preßgesetz nichts wissen wollen. Wenn es aber den Polizisten fremder Regierungen in dem Maße spielt, daß es diese in einer Weise schützen will, wie das Landesgesetz die belgische Regierung selbst nicht schützt, so legt es damit eine Willfährigkeit an den Tag, welche unsere Rechte als freie Nation verkennet. Dazu hat es nicht einmal die Entschuldigung für sich, daß es der fremden Regierung einen wirklichen Dienst geleistet habe: denn im vorliegenden Falle ist dieser Dienst Null geblieben. Der Nord erscheint; nur daß er, statt von Fremden, jetzt von Belgiern redigirt wird, an seiner Spitze Herr Victor Capellemans, ein versatiler Musikant, der früher bei der Emancipation den klerikalen Serpent spielte, dann bei der Independance die liberale Querpfeife blies, und nun, in Kasan und Kosackenhosen, es mit der russischen Horn-

müß versucht. Propaganda wird das Blatt im Westen Europas nicht machen; es wird diejenigen nicht zur Bewunderung des russischen Regimes bekehren, die nicht schon Parteigänger des Absolutismus sind. Aber andererseits dürfte es einen gewissen nützlichen Charakter haben, indem es den imperialistischen Dithyramben, tagtäglich von englischen, französischen und belgischen Blättern angestimmt, einen Dämpfer aufsetzt, und gewisse Thatsachen, die man sich zu verfälschen bemüht, in ihrer Wahrheit wieder herstellt.

Wenn man den Zeitungen glauben sollte, so ließen England und besonders Frankreich keine Ruhe und drängten fortwährend in die belgische Regierung, die unsrem Lande durch internationale Verträge gebotene Neutralität zu brechen und in die westliche Allianz einzutreten, indem wir den allirten Armeen im Orient ein anständiges Contingent zusenden, oder, wie es zuletzt hieß, das französische Expeditions-corps in Rom durch 20 bis 25,000 Mann von unsern Truppen ersetzen sollen. Haben wir doch eine unthätige Armee von 100,000 Mann, d. h. auf dem Papier, da kaum die Hälfte davon unter den Waffen ist. Die Reise König Leopolds nach London, der man überhaupt große politische Zwecke unterlegte, soll mit dieser zudringlichen Aufforderung der Westmächte in Verbindung gestanden haben. Was diese Reise betrifft, so ist es bedauerlich, zu sehen, wie einige Organe der Presse sich anstrengen, den einfachsten Handlungen des Staatsoberhauptes eine politische Bedeutung anzudichten. Als der König im vorigen Jahre eine Reise nach dem Comersee und der Lombardei machte, was für erstaunliche Geschichten wurden da nicht erzählt, welchen verwunderlichen Cancans überließen sich nicht die Journale! Nach Wien, nach Berlin, nach allen vier Winden sollte er sich begeben, die Taschen voll von wichtigen Dingen, das Reisegepäck, bis zu den Nachtmützen, strotzend von politischen Beziehungen. Und der Zweck der ganzen Reise war kein anderer, als daß der Gesundheitszustand einer dem Könige seit Jahren befreundeten Dame eine mildere Luft wie die unsrige verlangte, weswegen er sich mit ihr nach seiner Villa am Comersee begab. Der Ursprung der jetzigen Gerüchte ist leicht zu errathen; es sind Ballons, die man versuchsweise steigen läßt. Die französischen Intriguen, die sich bis jetzt den Blicken zu entziehen wußten, fangen an, sich zu verrathen, trotz der Vorsicht, womit sie sich umgeben. Aber bei diesen gehässigen und unloyalen Machinationen, die gegen die Freiheit, die Unabhängigkeit und die Neutralität Belgiens gerichtet sind, muß man, wie bei allen dunkeln Manövern, die Betrogenen und die Verräther unterscheiden. Zu den Betrogenen zähle ich einige unsrer Journale, die sich noch mit allen Lügen und Fabeln nähren, welche die Imagination der politischen Zeichendeuter zur Nahrung für Dummköpfe täglich zu Tage fördert. Von diesen Journalen vernehmen wir, daß General Greindl, unser Kriegsminister, vor kurzem eine ernsthafte Conversation mit Louis Napoleon gehabt

hätte, und sie geben den ganzen Text dieser Conversation wieder, in der Manier jenes bekannten Aufschneiders Marc de Saint-Hilaire, der die stummen Monologe Napoleons I., mit großen Schritten die weiten Galerien von Fontainebleau durchwandernd, stenographirt hat. Wenn sie nicht an den Thüren gehorcht, oder von dem Kriegsminister die genaue Relation seiner Unterhaltung mit dem Kaiser der Franzosen erhalten haben, sehe ich nicht ein, wie sie die Authenticität der Worte, die sie dem Erwählten des Volks in den Mund legen, beweisen können. Diese Manie der Journale, Conversationen wiederzugeben, wovon sie unmöglich Zeuge sein konnten, dattirt nicht von gestern, und sie erinnert mich an jene Zeitungschreiber, welche die Kutscher und Lakaien der Ambassadeure auf dem Congreß von Nimwegen ausfragten, um zu erfahren, was in der Tagesitzung entschieden worden. Voltaire hat damals diese Sorte von Federfuchsern gezeißelt. Seit Voltaire aber hat die Presse an Talent und Würde gewonnen und es verursacht ein peinliches Gefühl, Journale zu sehen, welche mit größter Wichtigkeit die Rolle jener Neuigkeitskrämer übernehmen, die ihre Offenbarungen auf den Banketten des Vorzimmers, nach den Dictaten Lafleurs oder jenes Schlingels von Jasmin schreiben, der durch den Groom eines Gesandten alle geheimen Artikel des Vertrags kennt, worüber Sr. Excellenz ihn zuweilen zu consultiren würdigt. Der Sun hat nicht ermangelt, sich ebenso lächerlich zu machen, indem er eine Unterhaltung König Leopolds mit Lord Palmerston wiedergab; „und es scheint,“ setzte der Sun hinzu, „daß die Vorstellungen des Königs der Belgier den ersten Minister Englands vollständig befehrt haben und daß die Neutralität Belgiens in dem gegenwärtigen Kriege auch ferner wird geachtet werden und man von ihm keinen Mann verlangt, um Theil an dem Kriege in der Krim zu nehmen.“ Was der Sun von dem Kammerdiener Lord Palmerstons, der ihm Abends die Stiefeln auszieht, erfahren hat, dem fügten unsre Journale noch die Geheimnisse bei, die ihnen der Barbier eines Lampenputzers aus dem königlichen Schlosse zu Laeken anvertraut hatte. In diesen Klatschereien einiger belgischen Journale sehe ich nichts, als den Wunsch, sich eine gewisse Wichtigkeit in den Augen ihrer Leser zu geben, daß sie mehr wissen, wie ihre Concurrenten; es ist das eine einfache Reclame für das Geschäft. Die Sache nimmt aber unter der perfiden und unloyalen Feder gewisser pariser Blätter einen andern Charakter an. In officiöser Weise geschützt und aufgemuntert arbeiten sie in der Stille daran, alles, was die Ehre und die Stärke des Landes ausmacht, zu Grunde zu richten, seine beliebte und gerechte Dynastie, seine von ganz Europa beneideten Freiheiten, seine Neutralität, die das Gold und das Blut für die Tage bewahrt, wo das Vaterland ihrer bedarf. Diese heuchlerischen Organe sind es, welche die arglistige Combination erfunden haben, wonach Belgien die französische

Garnison in Rom ersetzen soll. „Das katholische Belgien,“ sagen sie, die Stimme des Landes verfälschend, „wird stolz darauf sein, diese bedeutende Rolle bei dem heiligen Vater zu übernehmen.“ Ich glaube die Gefühle des Landes vollkommen zu kennen, und kann versichern, daß die belgische Armee nicht im Geringsten stolz darauf sein würde, die französische Armee in ihrer Rolle der römischen Gendarmerie zu ersetzen. Das katholische Belgien achtet die Rechte der Völker und es ist zugleich ein Belgien, stolz auf seine Nationalität, besorgt um seine Unabhängigkeit, das ganz gut weiß, daß es seine Mittel und die Arme seiner Landeskinder selbst nöthig hat an dem Tage, wo das Kaiserthum seine letzte Maske fallen lassen wird.

Literatur.

Politik. — Die Bildung einer nationalen Partei in Deutschland, eine Nothwendigkeit in der jetzigen Krisis Europas. Von Gustav Diezel. Gotha, Scheube. — So oft man auch durch die Schriften des Verfassers, veranlaßt wird, sich über die Art und Weise, wie er persönliche Politik treibt, zu entrüsten, so wird man doch bis zu einem gewissen Grade immer wieder durch die Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit seines Idealismus verfühnt. Psychologisch ist er eine ganz merkwürdige Erscheinung. In der festen Ueberzeugung, den verschiedenen Parteien gute Dinge zu sagen und ihnen Frieden und Veröhnung zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu predigen, überhäuft er sie plötzlich mit einer Reihe von Schimpfwörtern, auf die man gar nicht anders antworten könnte, als durch Schläge: Memmen, Schurken, Verräther, Blödsinnige &c. und zwar dehnt er diese Beziehungen auf eine Weise aus, daß schwer abzusehen ist, was eigentlich von Deutschland noch übrig bleiben soll. Wir haben aus seinen frühern Schriften mitgetheilt, wie er über die sogenannten Gothaer d. h. die bei weitem überwiegende Masse des deutschen Mittelstandes denkt. Dies Mal gehts über die Demokraten her, und er sagt über sie ungefähr das Nämlche, was wir häufig ausgesprochen haben, nur daß wir höflichere Formen anwenden zu müssen glaubten. Man sehe z. B. S. 136, wo er für die Wirksamkeit der Parteien durch moralische, nicht gewaltsame Mittel spricht. „Der Einwurf gegen die Wirksamkeit derselben hat wenig zu bedeuten, weil er meist von jenen Schreibern kommt, welche die Revolution fortwährend im Munde führen und großsprecherisch in Aussicht stellen, obwol sie selbst vor jedem Polizeidiener in Angst gerathen. Das Geschwäg von und die Hoffnung auf künftige Revolutionen in Deutschland ist so lächerlich und so demoralisirend zugleich, daß dies allein schon ein vaterländisches Verdienst ist, wenn sich eine Partei bildet, die diesen Abgeschmacktheiten mit der Kraft der Ueberzeugung entgegentritt. Es ist jetzt ungefähr wie im 16. Jahrhundert, wo auch die Reste der besiegten Wiedertäufer u. s. w. dem Gang der Dinge mit Groll und Unmuth zusahen und von neuen Revolutionen träumten, ohne daß sie es zu mehr als zu